

Am Vormittag des 5. Septembris Anno Domini 1552 betrat ich über schwankenden Planken einen Lastkahn, der, vom Stapelplatz Miltenberg kommend, Handelsgüter der Frankfurter Herbstmesse zuführte und in Aschaffenburg angelegt hatte, um noch etliche Kisten und Fässer aufzunehmen. Abgesehen von der Mannschaft, die nur aus dem Schiffsführer und einem Treidelknecht bestand, war ich der einzige Reisende auf dem Kahn. Die beiden Männer mochten sich ihren Teil denken, warum ein Passagier, der, nach seinem Aufzug und Gehabe zu urteilen, weder als Kaufmann noch als ein in herrschaftlichen Diensten stehender Amtmann oder gar als entlassener Landsknecht oder vagabundierender Studiosus anzusehen war, ganz alleine und ohne Gepäck oder Felleisen auf ihrem Kahn mitzufahren begehrte. Noch eigentümlicher war es indessen, dass der merkwürdige Fremdling dem Schiffsführer zwei Dukaten mit dem Bemerken in die Hand drückte, dies sei nur eine Anzahlung, er wisse noch nicht, wie lange er seine Dienste in Anspruch zu nehmen gedenke und wo er seine Reise beenden werde. Fürwahr, einen solchen Reisegast hatte man auf diesem Lastkahn noch nie befördert! Während ich mich zwischen Säcken und Warenbündeln niedersetzte, ließen die beiden Schiffer mich nicht aus den Augen. Ich aber tat so, als bemerkte ich ihre forschenden Blicke gar nicht. Offenbar hatten sie begriffen, dass man in Zeiten wie diesen besser schwieg. Allerorten herrschte ja Aufruhr und Mordgeschrei, wer sich nicht behände wegduckte, ward erschlagen, und niedergebrannte Dörfer säumten den Mainlauf von Kitzingen bis nach Aschaffenburg. Vielleicht lag es auch an meiner düsteren und abweisenden Stimmung, dass sie es vorzogen, mich mit neugierigen Fragen einstweilen nicht zu behelligen. Denn in der Tat, ich musste jedermann ein Rätsel sein: Ein in die Jahre gekommener Mann, offenbar ohne Anhang und Habe, dennoch nicht ganz mittellos, begibt sich auf eine Reise ohne Ziel und Zweck, war das zu verstehen? Nein, ich war mir ja selbst ein Rätsel, wie hätte ich da auf Fremde anders wirken sollen!

Mit wuchtigen Stößen trieb der Treidelknecht den Kahn vom Ufer weg, während der Schiffsführer ihn geschickt in die Strömung des Flusses steuerte. Ich wandte meinen Blick zurück zur Stadt und wurde erst jetzt gewahr, wie schrecklich sie von der Furie des Krieges entstellt worden war. Inmitten eingäscherter Häuser ragte aus den verkohlten Ruinen der kurfürstlichen Burg der unzerstörte Bergfried heraus. Die herrliche Johannsburg, seit urdenklichen Zeiten Zierde und Stolz des Maintals, war

zuschanden geworden, allenthalben stiegen letzte dünne Rauchsäulen aus den Trümmern auf und der Geruch von Asche und verglimmendem Holz lag noch in der diesigen Luft. Ich schloss vor diesem Elend die Augen und ließ mich von den Naturkräften treiben, ohne eigenes Zutun und Planen.

Erst als das vieltürmige Seligenstadt im herbstlichen Dunst aufleuchtete, erwachte ich aus meinem Dahindämmern und richtete mich auf. Seligenstadt, dort war ich 1508 geboren und hatte die ersten vierzehn Jahre meines Lebens verbracht, dort stand mein Elternhaus, lebten Geschwister und Verwandte. Von der großen Welt hatte ich bisher nur das gesehen, was sie mich im Vorübergehen schauen ließ. Ich erinnere mich noch gut, wie ich als Knabe jedes Mal erbebt, wenn die riesigen Flöße den Main heruntertrieben. Geschah dies zur Sommerszeit, dann hüpfen wir Jungen in den Fluss, schwammen zu ihnen hin, und wenn die Flößer gut aufgelegt waren, durften wir aufklettern und eine kurze Weile mitfahren. Ich malte mir aus, wie es wohl wäre, wenn ich als Holzflößer bis nach Köln oder gar in die Niederlande gelänge, dort meine Stämme gegen gutes Geld verkaufte und als gemachter Mann heimkehrte. Aber kaum war das Floß am letzten Turm der Stadtmauer, dem Mühlenbollwerk, lautlos vorbeigestrichen, da packte mich die Angst vor der fremden Welt da draußen, ich sprang ins Wasser und machte, dass ich zurück ans heimische Ufer kam.

Ähnlich war es mir stets auch ergangen, wenn zweimal im Jahr, an Ostern und im Herbst, die Kaufmannszüge aus Nürnberg und Augsburg mit ihren Pferdefuhrwerken zu den Frankfurter Messen Seligenstadt passierten und hier Mittags- oder Nachtrast einlegten. Wir Kinder bestaunten dann die Kutschen und Lastwägen aus aller Herren Länder, die Mainzer oder Nürnberger Geleitsreiter und Einspänniger in ihrer bunten Montur, die Betriebsamkeit vor und in den Herbergen, auf dem Markt oder dem Freihof und wären wohl auch gerne auf dem Kutschbock mit nach Frankfurt, Nürnberg oder gar Venedig gefahren, aber insgeheim war ich doch froh, dass mich niemand beim Wort nahm und mich auf einen Wagen setzte. Nur ein einziges Mal hätte ich vielleicht meine Scheu überwunden, und das war als 1519 die Reichskleinodien in einem prächtigen Geleitszug mit vollbesetzten Kutschen und schweren Lastwägen, flankiert von einigen hundert gewappneten Reitern, zur Kaiserkrönung von Nürnberg nach Frankfurt gebracht wurden. In den engen Gassen der Stadt blitzte es von Hellebarden, Speißen und Helmen der Wachmannschaften, die Fuhrwerke rasselten über das holprige Pflaster, Befehle und Flüche gellten hin und wider, mir schien, als zöge eine wahrhaftige Armada

unbesiegbarer Helden in unsere Stadt ein. Damals war ich elf Jahre alt, und obwohl ich von römisch-kaiserlicher Majestät, dem Krönungszereemoniell und dem „Ius Conducendi“¹ auf den Geleitsstraßen nichts wusste, dämmerte mir wohl, dass in Frankfurt ein denkwürdiges Spectaculum bevorstehen musste, wenn so viel Aufhebens darum gemacht wurde und sich die ganze Stadt zusammenrottete. Von diesen Tagen abgesehen, verlief meine Kindheit so friedlich und eingehegt, wie es in einem wohlbestellten Haushalt zu erwarten war.

Sollte ich den Schiffer bitten, mich schon hier, in der Stadt meiner Kindheit, an Land zu setzen? Aber als Geschlagener, Entwurzelter, Verzweifelter in die Heimatstadt zurückkehren? Ich, Cyriakus Rucker, gewesener Kapitular und Kantor am Stift St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg, Sohn eines kurfürstlichen Sekretärs und Geheimen Rats, Neffe eines Dekans an eben jenem Stift, das auch mir zur zweiten Heimat geworden war, ich sollte gerade hier mein Scheitern kundtun?

Nein, dreimal nein!, schrie ich in mich hinein. Lieber in den Schlund der Hölle taumeln denn als Bittsteller und Kostgänger der Familie ein klägliches Leben fristen, einer Familie, die weit über Seligenstadts Grenzen hohe Reputation genoss, weil sie tüchtige Männer hervorgebracht hatte! Der Name Rucker konnte Türen öffnen, die sonst verschlossen blieben; aber wollte ich vom Gnadenbrot des Ruhms meiner Familie zehren? Ich hielt an mich, der Lastkahn trieb gemächlich weiter.

I KINDHEITSERINNERUNGEN

Stumpf überließ ich mich meinem Trübsinn und es stiegen, während der Lastkahn ruhig dahinglitt, in meinem Inneren Bilder meines jammervollen Daseins auf, das so hoffnungsfroh begonnen hatte.

Das leise Ächzen und Schnarren des ledernen Blasebalgs habe ich noch im Ohr, wenn ich an die Aschaffenburger Stiftskirche und ihre Orgel zurückdenke, die ich als sechsjähriger Bub spielen hörte. Onkel Arnold, ein Vetter meines Vaters, hatte sie 1514 erbaut und unsere ganze Familie zur Einweihung des neuen Instruments eingeladen.

So war ich erstmals nach Aschaffenburg gekommen, und das Orgelwerk, dessen verästelte Mechanik ich aus der Nähe inspizieren durfte, beein-

1 Geleitsrecht.

druckte mich über die Maßen. Auch die beiden Männer – man nennt sie Calcatoren – hatten es mir angetan. Sie steigen in eine Art Holzschuhe, um durch beständiges Treten Luft in die Schächte des Blasebalgs zu pressen. Ihre Arbeit erinnerte mich an eine Schmiedewerkstatt, nur dass dort durch den Blasebalg Kohle aufglühte, damit Eisen in Form geschlagen werde. Hier aber tönnten aus dem wunderlichen Instrument Fanfarenstöße, dunkles Donnerrollen oder zartestes Flöten- und Saitenspiel, und der Kirchenraum füllte sich mit dem Glanz himmlischer Chöre.

Cyriakus, da staunst du aber! Wozu doch der schöpferische Geist des Menschen fähig ist! All dies hat unser Arnold geschaffen. Du kannst stolz auf ihn sein!, sagte eine Stimme hinter mir und riss mich aus meiner Verzückung. Mein Onkel Konrad hatte mich unversehens angesprochen. *Ist die Orgel nicht die Königin aller Musikinstrumente?*

Eine Antwort erwartete er wohl nicht, da ich, von einem Sackpfeifer abgesehen, nie ein anderes Musikinstrument hatte spielen hören.

Ja, unser Arnold ist wahrlich ein Meister seiner Kunst. Und sieh' nur, wie meisterlich der Organist das Instrument beherrscht! Was uns als fabriges Hin und Her von Händen und Füßen im Gewirr der Tasten, Pedale und Register erscheint, das ordnet er in seinem Kopf zu prachtvollen Weisen und Hymnen zur Ehre Gottes und Andacht der Menschen.

Onkel Konrad musste wohl so reden, war er doch hier Stiftskanoniker und studierter Theologe. Dass er aus allen Poren nach Weihrauch roch, wie mein Vater gelegentlich spottete, war gewiss übertrieben; aber für einen Gottesmann und halben Heiligen hielt ich ihn schon.

Nachdem die letzten Akkorde verklungen waren, lud uns Meister Arnold ein, mit ihm die neue Orgel gewissermaßen zu taufen, wozu wir uns in den „Karpfen“ verfügen sollten, der am Löhergraben unweit des Badhauses lag. Dort angekommen, staunte ich nicht schlecht; denn auch dieses Gasthaus wurde von einem Rucker geführt, und zwar von Heinrich Rucker.

Ja, mein Lieber, in Aschaffenburg triffst du allerorten auf einen Rucker!, scherzte mein Vater, der sich – was selten geschah – ebenfalls Zeit genommen hatte, um Meister Arnold die Ehre zu geben und nebenbei wieder einmal seinen Bruder Konrad zu treffen.

Und jetzt hol' dir einen frischen Apfelmost und einen Honigkuchen. An diesen Tag sollst du noch lange denken! So heiter und umgänglich hatte ich meinen Vater nicht oft erlebt. Es waren wohl die erhabenen Orgelklänge, die sein Gemüt milde stimmten. Er drückte mir fünf Weißpfennige in

die Hand und mit dieser Barschaft vergnügte ich mich köstlich, bis wir zu Schiff die Heimreise antraten.

Dieser Tag hat sich mir tief eingepägt, ja, ich glaube sogar, er hat meinen Lebensweg bestimmt. Aschaffenburg betrachtete ich fortan als ein Stück vom Garten Eden und in meiner kindlichen Erinnerung verwoben sich festlich tönende Klänge, üppige Wirtshausschmausereien und wohlmeinende Verwandte zu einem prächtigen Teppich des wahren, vollen Daseins. Hier musste das Leben herrlich sein.

2 WAS GING MICH DIE WELT DA DRAUSSEN AN?

Das Mainufer bei Seligenstadt steht mir auch deshalb so lebendig vor Augen, weil ich dort als Knabe viele Sommertage verbrachte, sei es, dass ich kleine Fische beobachtete oder auch bisweilen fing, sei es, dass ich im Wasser plantschte und den Schiffern und Flößern zusah.

Ein Ereignis ist mir besonders in Erinnerung geblieben.

Es war wieder einmal ein heißer Tag im August und ich gerade zehn Jahre alt, als ich meinen Onkel Konrad am Seligenstädter Mainufer erwarten sollte, der sich zu Besuch bei uns angesagt hatte. Seit 1500 lebte er als Kanoniker im Stift St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg. Er reiste, wenn sich die Gelegenheit bot, mit dem kurfürstlichen Kurierschiff, das hin und wieder zwischen den Residenzen Mainz und Aschaffenburg verkehrt. Auch mich hatte mein Onkel bei früheren Besuchen bisweilen auf diesem Schiff nach Aschaffenburg mitgenommen, wo ich für einige Tage in seiner Stiftskurie „Zur alten Münze“ wohnte, deren Name mich zu mancherlei kindlichen Phantastereien anregte.

Den Grund seines Besuchs hatte Onkel Konrad uns auch genannt: Er wollte sich in seiner neuen Würde vorstellen, die ihm gerade zuteil geworden war. Denn er war am 12. Tag Augusti des Jahres 1518 zum Scholasten gewählt worden.

Nach seiner Wahl übernahm Onkel Konrad übrigens das Haus „Zum Maulbeerbaum“ in der Stiftsgasse. Es lag gegenüber dem „Einbeck“, einer Stiftskurie, deren Eigentümer er später wurde und es bis zu seinem Tode 1540 blieb. Am „Maulbeerbaum“ war schon äußerlich abzulesen, welchen Rang im Stift sein Bewohner einnahm. Der respektable Bau zeigte zur Stiftsgasse hin allein dreizehn Fenster, in zwei Reihen angeordnet, und eine einladende, über eine Freitreppe erreichbare Haustüre. Dieses Haus bot

Platz für eine ansehnliche, gar üppige Haushaltung, die den vielfältigsten Bedürfnissen gerecht wurde; neben dem großen Saal im Obergeschoss, der die ganze Tiefe des Gebäudes einnahm, gruppierten sich weitere, kleinere Gemächer und Stuben, Schlafzimmer und eine Bibliothek. Unten befanden sich die Amtszimmer des Scholasten mit dem Empfangsraum, sowie Küche, Speisekammer und die Mägdewohnung.

Man konnte den „Maulbeerbaum“ also füglich für die Residenz eines hohen Würdenträgers ansehen, und als ich diese Kurie als Knabe von zehn Jahren das erste Mal betrat, da überkam mich eine so rätselhafte und unbeholfene Scheu vor dem Haus und seinem Bewohner, dass ich kaum fest aufzutreten und laut zu sprechen wagte. Mein Onkel bemerkte dies augenblicklich und fasste mich bei den Schultern, als wolle er mir mit leichter Hand meine Beklemmung nehmen.

Cyriakus, nicht so schüchtern! Tu so, als wärst du hier zu Hause! Soll ich dir einen Becher Milch bringen lassen?

– Lieber wäre mir ein Weinträubel, Onkel, so einer wie der da am Fenster draußen.

– Sollst du haben!

Er öffnete das Fenster, brach ein paar Träubel ab und reichte sie mir.

Ja, der „Maulbeerbaum“ schien mir ein paradiesischer Ort zu sein, wo zwar keine gebratenen Tauben vom Dach fielen, aber doch süße Trauben am Fenster lockten.

Und dass mein Onkel Konrad kein armer Mann sein konnte, sah man an den schönen Sachen, die er in seinen Schränken und Regalen aufbewahrte.

Nun war Onkel Konrad also Stellvertreter des hinfälligen Dekans Martin Goel und somit das eigentliche Oberhaupt des Stifts. Er zählte jetzt zu den Würdenträgern des Stifts, den sogenannten „Dignitäten“.

Für mich war Onkel Konrads Beförderung gar nicht überraschend gekommen, ich fand sie vielmehr vorhersehbar und naturgemäß. Als Bub hatte ich mit ihm und meinem Vater den Onkel Arnold in die Stiftskirche begleiten dürfen, wo die von ihm geschaffene Orgel erstmals erklingen sollte. Hatte dieser Arnold nicht auch den Auftrag erhalten, für das Elisabethenhospital einen Altar zu schnitzen? Und lag dieses Hospital nicht beim Gasthof „Zum Karpfen“, den Onkel Heinrich zusammen mit seiner Ehefrau betrieb? Seit meinem ersten Besuch war ich überzeugt, dass einzig Aschaffenburg der Ort sei, wo wir Rucker zu Ansehen und Ehren kämen. Damals hing ich noch der trügerischen

Meinung an, das Leben sei eine einfache Sache und gedeihe gleichsam aus sich selbst, so wie die Blüte aus dem Samenkorn, die Frucht aus der Blüte erwächst. Nun, da mein Onkel zum Scholaster gekürt war, schien mein Kinderglaube bestätigt, wonach einzig und allein Aschaffenburg das Fleckchen Erde sei, wo sich diese natürliche Gesetzlichkeit ereigne.

Während ich mir solch erbauliche Gedanken zurechtlegte, näherte sich mit leisem Glucksen das Kurierschiff dem Ufer und legte an der hölzernen Rampe an, welche sonst den Fährleuten zum Aufnehmen oder Absetzen ihrer Passagiere dient.

Onkel Konrad sprang beherzt auf die derben Bohlen der einfachen Anlegestelle und streckte mir seine Rechte entgegen, um mich zu begrüßen. Auf ihn war ich schon immer stolz gewesen, hielt ich ihn doch seit meinen frühesten Kinderjahren für eine Art König von Aschaffenburg, weil er oft auch in einer richtigen Kutsche vorfuhr, der zwei prächtig aufgezümmte Rappen vorgespannt waren. In seinem Ruhme wollte ich mich sonnen und jeder sollte es sehen, welche Höhen wir Rucker zu erklimmen imstande seien. Daher setzte ich alles daran, wenn er abreiste mit auf dem Kutschbock zu sitzen und vom Marktplatz, wo wir das Gasthaus „Zum Stern“ führten, bis zum Obertor mitzufahren. Für mich eitlen Knaben war dies ein köstlicher Triumphzug, der mir auch meinen Onkel Konrad noch liebenswerter machte, weil er an meiner harmlosen Glückseligkeit munter Anteil nahm.

Dieses und auch andere Erlebnisse nährten die vertrauensvolle Zuneigung, die ich für meinen Onkel empfand; und so war es bis jetzt geblieben. Ich begleitete ihn zu unserem „Stern“ am Markt. In der Einfahrt stand eine Kutsche, die Pferde waren noch angeschrirt, von drinnen hörte man Stimmen und ungewohnte Betriebsamkeit. Wir gingen hinein. Mein Vater war unverhofft eingetroffen, ich sage nicht „heimgekehrt“, denn daheim war er als Sekretär des Kurfürsten bei uns nicht. Sein Zuhause waren die fürstlichen Kabinette und Schlösser.

Ob es an seiner seltenen Anwesenheit lag oder an seiner mir fremden Wesensart, dass mir Onkel Konrad lieber war als mein eigener Vater? Ich weiß es nicht, verspürte aber auch jetzt wieder eine gewisse Spannung zwischen den Brüdern.

Mein Vater Andreas, dem ich an jenem Tage endlich wieder einmal begegnete, hatte eine längere Reise machen müssen. Trotz seines fortgeschrittenen Alters wirkte er nicht erschöpft; lebhaft musterte er uns aus seinen dunklen Augen. Er war es gewohnt, sein Gegenüber mit kühlem

Blick daraufhin abzuschätzen, ob er es mit seinesgleichen zu tun habe oder mit Leuten, die ihr Denken und Handeln von fremden Lehrmeinungen oder Personen abhängig machten. Seinen Bruder rechnete er wohl dieser Species zu, da er als Kanoniker sein Leben ja förmlich einem fremden Gesetz unterworfen hatte. Mein Vater kam aus Augsburg, wo er als Vertrauter des Erzbischofs Albrecht seinem Herrn in Geschäften des Reichstages zu Diensten gewesen war.

Ich muss gestehen, dass mich seit meinen Kindertagen von meinem Vater ein unsichtbarer Graben trennte. Er hielt mit seinem Spott nie zurück, den er über weltliche und geistliche Würdenträger gleichermaßen auszugießen pflegte. Mir kam sein höhnisches Mäkeln an den Repräsentanten der von Gott eingesetzten Obrigkeit immer als ungehörig vor; die Gedankenwelt meines Vaters war mir fremd und mir stand mein Onkel Konrad in seinem einfachen, frommen Sinn weit näher als mein respektloser Vater, dem offenbar nichts heilig war.

Die Brüder sprachen dem Imbiss zu, den meine Mutter rasch aufgetragen hatte.

Was führt denn den kleinen Papst aus Aschaffenburg in die selige Stadt?, ergriff mein Vater das Wort. *Du willst ihn doch nicht als Landsknecht für die himmlischen Heerscharen anwerben?* Dabei wies er auf mich und fügte hinzu: *Lass den Buben zu Hause, wankenden Fähnlein sich anzuschließen, zeugt vielleicht von Mut, eher aber noch von Dummheit.*

– *Deine Klugheit kenne ich*, erwiderte Onkel Konrad etwas unwirsch, *ich nenne sie Feigheit*. Sei es nicht feige, die Walstatt erst zu betreten, wenn der Kampf entschieden sei? Lieber gehe er mit einer guten Sache unter, als mit einer schlechten zu triumphieren. Dem siegreichen Haufen nachzurrennen, das sei Sache eines ehrlosen Lumpen...

– ...für den du mich hältst, fiel ihm mein Vater leichthin ins Wort. *Ach Konrad, wenn es nur so einfach wäre mit der Einteilung der Menschen in Gute und Böse, Dumme und Kluge, Feige und Mutige. Ihr Pfaffen seid mit eurem Urteil immer etwas vorschnell. Schau, ich komme geradewegs vom Augsburger Reichstag. Dort habe ich den Dr. Martin Luther getroffen, der seit einem Jahr für Aufruhr sorgt, wie du wohl weißt.*

– *Gewiss, dieser aberwitzige Mönch hat unserem gnädigen Herrn schon kräftig in die Suppe gespuckt.*

– *Ja, so ist's*, entgegnete mein Vater, *ich habe selbst erlebt, wie der Luther dem päpstlichen Gesandten frech ins Gesicht schleuderte, er habe von niemandem eine Belehrung nötig, am allerwenigsten vom Papst, dem*

römischen Antichristen. Ein solch furchtloser Mann müsste doch nach deinem Geschmack sein, lieber Konrad! Denn Mut zeigt er fürwahr. Aber ist es auch klug, dass er alle Brücken hinter sich abbricht? Diese mutige Dummheit ist es, die den Luther gefährlich macht, auch für dein hochpreisliches Stift.

– Dir sind also die feigen Klugen lieber? Die sich bedeckt halten und listig nur dann zugreifen, wenn die Umstände danach sind?

– Ei, gewiss! Die stiften wenigstens keinen Aufruhr! Mein Vater antwortete nur kurz; man merkte, dass er solche Diskussionen mit seinem Bruder für fruchtlos hielt.

– Mag sein, aber wie soll ohne klares Bekenntnis, notfalls nicht ohne Kampf, jemals eine Entscheidung fallen? Der Mensch braucht doch Halt und Richtschnur, ein Oben und Unten, ein Rechts und ein Links! Wie soll er sich denn zurechtfinden im Irrgarten des Lebens ohne Leuchttürme und Landmarken?

– Ja, Leuchttürme und Wegweiser, das braucht ihr Pfaffen, wollt sie sogar selber sein für eure Schäfchen! Welche Anmaßung! Auch jener Luther hält sich für einen Leuchtturm, seine Anhänger sehen in ihm den dreizehnten Apostel oder gar eine Inkarnation des Heiligen Geistes. Mit solcher Gewissheit im Herzen mag er die halbe Welt aus den Angeln heben und auf den Kopf stellen. Glaub' mir, auch euer Stift ist keine Insel der Seligen, setz' mir dem Jungen keine Flausen in den Kopf, und damit blickte mein Vater wieder zu mir herüber, er soll mir nicht auf ein sinkendes Boot gelockt werden, auch nicht von dir! Das Stift, ein sinkendes Schiff? Das waren starke Worte, sie wirkten auf mich fast wie ein Fehdehandschuh, den mein Vater dem Bruder hinwarf. Onkel Konrad griff verlegen zum Becher. Was sollte er seinem Bruder antworten? Wenn er ehrlich zu sich selbst war, musste er zugeben, das mit dem sinkenden Schiff und dem wankenden Fähnlein sei gut beobachtet. Hatte er nicht selbst die Aufmüpfigkeit des Landvolks gespürt, als er jüngst die widersetzlichen Bauern zur Erfüllung ihrer Pflichten gegenüber dem Stift anhalten musste? Dass dessen Besitztitel und Einkünfte allesamt nur noch mit Schöntun und Gutzureden, nicht mit Richtschwert und Galgen zu sichern waren. Unwiederbringlich schienen die Zeiten vorbei, als die Reichsacht oder der Kirchenbann noch etwas galten und die Leute in Respekt und Gehorsam hielten.

Onkel Konrad fasste sich nach einer Weile und erwiderte meinem Vater: *Mein lieber Andreas, auch ein Schiff in Seenot ist erst verloren, wenn die Besatzung es aufgibt. Haben nicht oft genug Schiffe den rettenden Hafen erreicht, weil die Seeleute wie Löwen Wind und Wetter getrotzt haben? Den Feigen und Mutlosen hätte dagegen all ihre Klugheit nichts genutzt,*

sie wären vom Meer verschlungen worden. Und so gedenke ich es auch zu halten, mein Lieber!

Solche Rede behagte mir, auch ich mochte mich als edler Ritter bewähren, der im Strauß mit dem garstigen Lindwurm lieber in Ehren unterlag, als sein tatenloses Leben ruhmlos zu enden. Um mitzureden war ich noch zu jung. Von diesem Luther wusste ich nichts, aber mir dämmerte mit meinen zehn Jahren schon, dass Onkel Konrad wohl viele Kämpfe würde ausfechten müssen, jetzt, wo er dem Stift gleichsam als Oberhaupt vorstand.

Als ob mein Vater meine Gedanken erraten hätte, nahm er den Faden wieder auf: *Ja, die Jungen dürsten nach Kampf und Sieg. Dass sie dabei oft selbst auf der Strecke bleiben, bekümmert sie nicht. Nur frisch dreingeschlagen, alles weitere wird sich finden! So denkt die unerfahrene Jugend. Ach Konrad, wir Alten müssten es doch besser wissen! Auf jeden Streit folgt der Katzenjammer so sicher wie das Amen in der Kirche. Aber bis man das einsieht, muss wohl noch viel Blut vergossen werden. Ich habe mich in Augsburg umgesehen, die Lutherischen überschwemmen die Buchläden und Marktstände der Stadt mit Schmähbildern und Hetzbüchlein. Buchdrucker und Verleger können gar nicht so schnell liefern, wie ihnen das Zeug aus den Händen gerissen wird. Die Menge berauscht sich an diesen Bildern: Der Papst eine Sau, ein Esel, ein Luzifer, ein Fabelmonster, ein Drache, seine Kardinäle und Kleriker allesamt Affen, Ferkel, Hunde, Nattern, Kröten, Ratten... Was denkt sich der gemeine Mann, wenn er solches sieht? Ausrotten und totschiagen muss man diese gottlose Brut! Du wirst in deinem Stift noch manches Übel erleben, darauf gebe ich dir mein Wort!*

– *Und du glaubst, mit klugem Abwarten und Finassieren könnte man diese Sturzflut von Unflät eindämmen?*, Onkel Konrad wirkte betroffen.

– *Dafür ist es schon zu spät, fürchte ich. Aber deine Rezeptur wird auch nicht anschlagen. Die wütende Dummheit rast und der Pöbel will sich erst einmal austoben.*

– *Was rätst du mir also, dem Steuermann eines sinkenden Schiffs, wie du es nennst?*

– *Vorläufig das, was ein kluger Steuermann tun würde: Ballast abwerfen und Segel streichen! Auf keinen Fall aber neue, der Seefahrt unkundige Mannschaft anheuern!*, antwortet mein Vater, schaute zu mir hin und schenkte sich den Becher voll.

– *Dein Vater glaubt, ich würde dich bei Gelegenheit aufs Schiff locken und nach Aschaffenburg entführen, so wie weiland Paris die schöne Helena*

nach Troia entführt hat, scherzte mein Onkel gequält, aber keine Bange, unser Stift hat noch keinen Jungen mit List oder Gewalt eingefangen. Wir bauen immer noch auf innere Berufung durch Gottes Hand.

Mein Vater erwiderte boshaft: Fein getönt, Konrad! Bei solchen – mit Verlaub – Phrasen halte ich es aber lieber mit Erasmus, der ja seit Jahr und Tag in Basel lebt, sich aber von Rotterdam nennt. Vielleicht meint er, da der Prophet im eigenen Land nichts gilt, sei eine entfernte Herkunft seinem Ansehen zuträglicher. Wie dem auch sei, dieser Erasmus wird dir mehr Lichter aufstecken als das ganze Buch der Psalmen. Lies einmal sein „Lob der Dummheit“, dann geht dir auf, nach welcher Mechanik das Weltgetriebe abläuft. Ich hab's in Augsburg gekauft und kann es dir nur ans Herz legen.

Bei diesen Worten erhob sich mein Vater, zog ein Büchlein aus seinem Wams und reichte es seinem Bruder. Darin habe Erasmus die Quintessenz seines Denkens ausgebreitet und er meine, dass die Dummheit in der Tat lobenswert, ja geradezu unverzichtbar sei. Welcher Fürst könne ein Reich begründen oder erhalten, ohne den Schweiß und das Blut der Einfältigen zu vergießen, die ihm und seinen eitlen Parolen willig folgten? Habe es je einen Kreuzzug gegeben ohne die Leichtgläubigkeit derjenigen, denen man einredete, im Heiligen Land flössen Milch und Honig? Ohne Dummheit der Massen gäbe es weder Päpste noch Kaiser und Könige! Erasmus sei ein sonderbarer Kauz; er gelte als der weiseste Mann unserer Zeit, obwohl er als der schlimmste Aufrührer den Scheiterhaufen besteigen müsste. Er habe aber nichts zu befürchten; denn die Toren hielten sich ja immer für klug und meinten, dies Buch handele gar nicht von ihnen.

Meinen Onkel begann der Disput zu reizen. Nun aber, die Klugen, mit welchem Gewinn lesen diese denn das Buch?

– Mit gar keinem! Ihnen erzählt Erasmus ja nichts Neues. Sie wissen doch längst, wie sie sich die Dummheit der Menge zunutze machen können. Er zeigt ihnen nur, dass er sie und ihre Künste durchschaut hat. Kochbücher werden ja auch nicht für Köche geschrieben.

– Aber doch für die, welche die Kochkunst erlernen wollen?», wandte mein Onkel ein.

– Das freilich, kochen kann man lernen, aber ein Tor bleibt für immer töricht, da hilft ihm auch kein Erasmus.

– Und du glaubst nicht, dass der Mensch im Lauf seines Lebens, besser, gütiger und auch klüger werden kann?

– So, wie ein Küken zur Henne wird, eine Kaulquappe zum Frosch, ein Ferkel zum Schwein! Ein jedes Wesen entwickelt sich seiner Art gemäß,

bleibt aber in der gleichen Gattung hängen. Aus seiner Haut fahren kann es nicht. Mein Vater glaubte das Schlusswort gesprochen zu haben.

– *Wenn dem so ist, wozu dann noch Schulen unterhalten?* Onkel Konrad war verschnupft. *Sollen wir unser berühmtestes Lehrbuch, die „Institutio Principis Christiani“² des Erasmus, ins Feuer werfen?*

– *Nein*, beruhigte ihn mein Vater, *nur das „Lob der Dummheit“ solltet Ihr unter Verschluss halten. Denn diese Schrift ist Gift für jede gläubige Seele, deinen Schulknaben darf es nicht unter die Augen kommen, sonst laufen sie dir in Scharen davon! Ich verstehe schon, dass ihr Pfaffen nur die „Institutio“ auslegt und euren Zöglingen aufischt. Denn ihr seid ja von Amts wegen verpflichtet, die Welt so darzustellen, wie sie sein sollte, und nicht so, wie sie ist. Auf den Gedanken, Christus habe die Welt erlöst, kann nur jemand kommen, der sie nicht kennt oder nicht kennen will.*

Onkel Konrad entgegnete unsicher: *Sollen wir denn ganz und gar darauf verzichten, der Jugend Vorbilder aufzustellen, denen sie nacheifern kann? Wegmarken, die ihr die Richtung weisen?*

– *Oh doch, Konrad, aber eure Wegweiser sind Irrlichter, die in den Sumpf der Phantasterei und des Selbstbetrugs führen!*

– *Unser Erasmus, also ein bedenkenloser Scharlatan? Das kann ich nicht glauben!*

– *Lass dir’s gesagt sein: Nur für den Einfältigen ist alles einfach. Der Kluge sieht immer die zwei Seiten der Medaille, und Erasmus ist so ein Kluger.*

– *Und deswegen predigt er Glaube und Unglaube gleichermaßen?* Onkel Konrad schien verwirrt.

– *Warum nicht? Ohne Hölle gibt es keinen Himmel, ohne Satan keinen Gott, ohne Nacht keinen Tag. Die Welt ist bunt und steckt voller Rätsel und Widerspruch. Lies das „Lob der Dummheit“, und dann reden wir weiter.*

Ich wurde unruhig, mein knabenhafter Hochmut drängte mich, es meinem Vater zu zeigen. Also rief ich keck dazwischen: *Warum soll denn einer die Dummheit loben? Es lobt doch auch niemand die Krankheit, das Hässliche oder den Gestank!*

– *Cyriakus, da irrst du! Ein Arzt etwa lobt insgeheim die Krankheit, weil er am Hungertuch nagen müsste, wenn jedermann gesund wäre. Und ein Sargschreiner würde sogar den Tod loben, wenn solcher Lobpreis nicht*

2 Erziehung eines christlichen Fürsten, geschrieben nach 1516, als Erasmus Hofrat und Berater des 16-jährigen Karls V. war.

gegen die guten Sitten wäre. Also, mein Kleiner, der Erasmus hat sich schon etwas gedacht dabei.

Und im Übrigen, wandte sich mein Vater wieder an seinen Bruder, gebe es ihm nicht zu denken, dass Erasmus von Luther und seinen reformatorischen Eiferern nichts wissen wolle, so sehr er auch selbst die Missstände in seiner Kirche angeprangert habe.

Was Erasmus störe, sei die unverzeihliche Anmaßung und Hybris, mit der die Lutherischen vermeinten, die göttliche Weisheit begriffen, Gottes Willen erkannt und Lucifer in Gestalt des Papstes ausgemacht zu haben. Erasmus sei zu umfassend gebildet, als dass er so simple Geister wie Luther ernst nehmen könnte, für den es nur Gott oder Teufel, Himmel oder Hölle, sein wahres Evangelium oder Gotteslästerung gebe.

Als Kronzeuge taue dieser Erasmus also weder für die Lutheraner noch für einen rechtgläubigen Scholasten, wie ihn. Ein Mann von Geist würde gewiss die Position des Erasmus vertreten, aber einem Konrad Rucker, dem Oberhaupt eines ehrwürdigen Stifts, sei das natürlich verwehrt. Er müsse also wohl oder übel den katholischen Eiferer spielen. Onkel Konrad fühlte sich an seiner verwundbarsten Stelle getroffen und schwieg.

Ich verfolgte das Gespräch aufmerksam, das eigentlich mehr ein Gefecht mit spitzigen Worten war, und musste mir eingestehen, mein Vater hatte seinem Bruder manchen Stich versetzt. Mir missfiel aber die herablassende, bisweilen mitleidige Art, mit der er seinen Bruder als gegängelten Pfaffen hinstellte. Noch dazu jetzt, wo Onkel Konrad zum Scholasticus aufgestiegen war und anstelle des gebrechlichen Dekans Goel die Geschicke des Stifts zu verantworten hatte. Mein Vater mochte ja in vielem Recht haben, aber seine Sätze hatten die Schärfe und Wucht eines Fallbeils. Es störte mich auch sehr, dass er Onkel Konrad als hilflosen Steuermann eines sinkenden Schiffs verspottete.

Mein Vater merkte wohl, dass er seinen Bruder zu hart angepackt hatte, und wechselte das leidige Thema. Ob seine Wahl denn einstimmig erfolgt sei? Nein, erwiderte mein Onkel, einige Neider hätten für Johann Hartlieb, den Spross einer alten bayerischen Familie, gestimmt, der aufgrund seines Alters fest mit dieser Stelle gerechnet habe.

Mein Vater fuhr auf: *Du hast ihm also eine gleichsam sichere Beute weggeschnappt! Das wird er so schnell nicht verwinden! Gekränkte Eitelkeit ist zu den übelsten Streichen imstande. Sieh dich vor! Er wird sich mit jedem verbrüdern, den du vergrämst. Und es wird deren viele geben, denen du schwer auf die Zehen treten musst, wenn du dir treu bleibst.*